



Leseprobe

Margret Greiner

Charlotte Salomon

„Es ist mein ganzes Leben“

»In lebendigen Bildern erzählt Greiner die Lebensgeschichte einer außergewöhnlichen Künstlerin, die gegen ihr Trauma anmalte.« *B.Z. am Sonntag, Claudia von Duehren*

Bestellen Sie mit einem Klick für 19,99 €



Seiten: 304

Erscheinungstermin: 27. März 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die erste Biografie, die Charlotte Salomons intensive Bilder zum erzählerischen Ausgangspunkt nimmt

In dieser Biografie werden erstmals die intensiven Bilder und damit die Selbstdarstellung der Malerin in den Mittelpunkt gestellt. Während sich zuletzt Literaten, Musiker und Dramaturgen von Salomon inspirieren ließen – ihr Leben war Stoff etwa von David Foersters' Roman, unter der Regie von Luc Bondy wurde eine Oper uraufgeführt - hat Margret Greiner die historischen Tatsachen hinter dem gemalten Tagebuch recherchiert. Daraus entwickelt sie mit großer Nähe zu Salomons Werk eine atmosphärische Erzählung vom kurzen tragischen Leben der Künstlerin.



Autor

Margret Greiner

Margret Greiner studierte Germanistik und Geschichte in Freiburg i.Br. und München. Viele Jahre arbeitete sie als Lehrerin und Journalistin. Sie hat sich immer wieder mit außergewöhnlichen Frauenleben beschäftigt, zuletzt erschienen die erzählten Biografien "Auf Freiheit zugeschnitten. Emilie Flöge: Modeschöpferin und Gefährtin Gustav Klimts" und "Charlotte Berend-Corinth und Lovis Corinth: Ich will mir selbst gehören". Margret Greiner lebt in München.

Margret Greiner

Charlotte Salomon

»Es ist mein ganzes Leben«

KNAUS

Alle kursiv gesetzten Texte sind wörtliche Zitate.

Die Bilder aus Charlotte Salomons Werk *Leben? oder Theater?* sind vom Joods Historisch Museum in Amsterdam ins Internet gestellt worden: <http://www.charlotte-salomon.nl/collection/specials/charlotte-salomon/leben-oder-theater> und unter der jeweiligen Nummer aufzurufen.

Die von Charlotte Salomon hinzugefügten Musiktitel stehen jeweils unter den Bildern und können parallel angehört werden.

Alle Bilder mit freundlicher Genehmigung der Collection Jewish Historical Museum

© Charlotte Salomon Foundation

Charlotte Salomon®

www.jck.nl

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2017

beim Albrecht Knaus Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch Aenne Glienke/

Agentur für Autoren und Verlage, www.AenneGlienkeAgentur.de.

Redaktion: Cornelia Adomeit

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8135-0721-8

www.knaus-verlag.de

Für Bernhard

Das war, wenn ich beim Tuschen saß. Die Farben, die ich dann mischte, färbten mich. Noch ehe ich sie an die Zeichnung legte, verummumten sie mich selber. Wenn sie feucht auf der Palette ineinanderschwammen, nahm ich sie so behutsam auf den Pinsel, als seien sie zerfließendes Gewölk.

Walter Benjamin, Berliner Kindheit um Neunzehnhundert

Leben? oder Theater? Kein Werk kann mich besser daran erinnern, für was es sich im Leben zu kämpfen lohnt ... Sie [die Bilder] sind einfach mein Gegengift gegen Gleichgültigkeit.

Jonathan Safran Foer

Prolog

Sie hätten ein Flugzeug nehmen können, von Amsterdam nach Paris fliegen, dann umsteigen nach Nizza. Es war nicht der enorme Preis, der sie abhielt, obgleich sie aufs Geld schauen mussten. Aber es stand für sie außer Frage, dass sie mit dem Zug fahren würden, wenn sie sich auf die Suche nach Spuren der letzten Jahre von Charlottes Leben begeben wollten.

Auch wenn die Fahrt von Amsterdam an die Côte d'Azur einer anderen Route folgte als von Berlin nach Villefranche und die Voraussetzungen zwei Jahre nach Kriegsende völlig andere waren als im Januar 1939, als sie Charlotte zu den Großeltern geschickt hatten, so waren sich Albert und Paula Salomon einig, dass die langsame und zögernde Annäherung mit der Eisenbahn die einzige Option war, sich diese Reise zuzumuten. Sie konnten Nebenstrecken wählen, Zwischenhalte einlegen und sogar den Entschluss fassen umzukehren, wenn sie sich nicht gewappnet fühlten, der Vergangenheit ausgesetzt zu werden – und der Trauer, die durch die lokale Nähe zum Leben und Tod ihrer Tochter noch tiefer dringen würde.

Immer wieder wogen sie das Für und Wider dieser Reise ab, und schließlich war es die resolute Paula, die eines Abends sagte:

»Albert, wir fahren. Das sind wir Charlotte schuldig, auch wenn es uns schwerfällt. Sonst finden wir nie Ruhe. Und vielleicht entdecken wir in Villefranche nicht nur Spuren des Leids, sondern auch solche von Charlottes Glück, das könnte uns trösten.«

»Und die Spuren ihres Unglücks, können wir die ertragen?«, hatte Albert gefragt und war in tiefes Schweigen verfallen.

Jetzt saßen sie im Zug, jeder in seine Gedanken und Empfindungen versponnen. Sie fuhr über Brüssel nach Frankreich, der Zug hielt lange in Reims, sie schauten aus dem Fenster, ob die Kathedrale zu entdecken war. Sie fuhr durch das Département Marne et Champagne, und Albert Salomon dachte daran, wie diese Erde getränkt war vom Blut Hunderttausender deutscher und französischer Soldaten, die in den Schlachten des Ersten Weltkriegs ihr Leben gelassen hatten. Als er damals als hochdekoriertes Offizier von Frankreich nach Berlin zurückgekehrt war, hatte er es für undenkbar gehalten, dass sich auf Europas Boden jemals wieder Menschen in einen Krieg hineinziehen lassen würden. Aber es hatte nur 25 Jahre gedauert, nur eine Generation, bis erneut deutsche Truppen in Frankreich einfielen. Jetzt überdeckten Sonnenblumenkulturen die Schlachtfelder.

Manche Bahnhöfe sahen zwei Jahre nach Kriegsende immer noch aus wie Ruinen, nur die Gleise waren repariert. Dörfer erweckten aus der Ferne den Eindruck ländlicher Idylle, aber der Blick in die Städte eröffnete melancholische Bilder nicht behobener Schäden: halb zerstörte Häuser, deren Ruinen wie grotesk verbogene Zinken einer Heugabel in den Himmel ragten, Schutthalden, wo einst Parks angelegt waren, aufgerissene Bürgersteige. Ramponierte Busse fuhr langsam durch die Straßen, als suchten sie Wege, aber kein Ziel. Abgemagerte Hunde wühlten im Abfall nach Fressbarem. Nur die Kinder schienen unberührt von den Nachwehen des Krieges: Sie hüpfen über aufgebrochenes Straßenpflaster und spielten Fangen, auf ihren Rücken trugen sie Tornister mit altmodischem Fellbesatz, mit denen vielleicht schon ihre Eltern zur Schule gegangen waren.

»In Berlin müssen die Schäden noch viel schlimmer sein«, sagte Paula.

Albert reagierte unvermutet heftig: »Berlin gibt es für mich nicht mehr. Ich werde nie wieder nach Deutschland zurückkehren, nie.«

Sie schwiegen. In der Champagne sahen sie erste Weinberge. Anders als an Rhein und Mosel wuchs der Wein hier nicht an Hügeln, sondern auf flachen Feldern, die Rebstöcke waren niedrig, die Trauben mussten mehr liegend als gebückt geerntet werden.

In Dijon verließen sie den Zug, um zu übernachten. Es war schwer, ein Hotel zu finden, aber schließlich hatten sie Erfolg, weil Albert fließend Französisch sprach. Der Patron gab sich äußerst reserviert und ließ die beiden Deutschen seine Abneigung spüren. Auch wenn sie zu alt waren, um aktiv am Krieg teilgenommen zu haben, waren sie wie alle Deutschen Nazis gewesen, daran gab es für ihn keinen Zweifel. Doch als Paula sich anschickte, den Wirt aufzuklären, hinderte Albert sie daran.

»Er hat ja recht. Denk daran, was die Deutschen angerichtet haben.«

»Aber ...«

»Halt dich um Gottes willen zurück. Wir wollen uns nicht als Opfer aufspielen. Und vielleicht hat er etwas gegen Juden. Lass uns zum Bahnhof gehen.«

Burgund, das mit seinen sanften, mit Wein bestandenen Hügeln und den im Sonnenlicht leuchtenden Dächerlandschaften an ihrem Zugfenster vorüberglitt, war so anmutig, dass es etwas Unwirkliches ausstrahlte, wie auf Glas gemalte Bilder, die von einer Laterna magica an die Wand projiziert wurden. Und als hinter Lyon die Vegetation immer mediterraner wurde, Olean der die Bahndämme säumte wie in Deutschland Ginsterbüsche und Bougainvilleen sich in einer Üppigkeit verschwendeten, als hätte es niemals auf dieser Erde Mangel und Kargheit gegeben,

da sagte Albert, als sie sich Marseille näherten, wo sie umsteigen mussten in den Zug nach Nizza: »Unter diesem Himmel und in diesem Licht hat Charlotte gelebt« – und ein Abglanz dieses Lichtes erschien auf seinem verschlossenen Gesicht und öffnete die strenge Falte zwischen seinen Brauen.

Sie wussten seit zwei Jahren, dass Charlotte tot war, ermordet in Auschwitz. Das Jewish Search Centre in London hatte ihnen eine Nachricht zugesandt.

»Wieso Charlotte Nagler?«, hatte Albert zunächst gefragt und für einen Augenblick gehofft, es könne ein Versehen sein, nicht seine Tochter sei den Nazis zum Opfer gefallen.

Aber die Hoffnung war der Wahn einiger Sekunden, der mit dem Zusatz »née Salomon« erlosch. Charlotte musste im Exil geheiratet haben.

Albert und Paula hatten den letzten brieflichen Kontakt zu ihr unmittelbar nach dem Tod der Großmutter im Jahr 1940 gehabt, von Charlottes letzten Jahren wussten sie nichts, auch nichts vom Tod Ludwig Grunwalds, des Großvaters. In ihren ersten Briefen aus Villefranche hatte Charlotte immer wieder Madame Ottilie Moore erwähnt: »meine einzige Freundin«, »die Frau, die mich versteht, die mich als Künstlerin ansieht«.

So hatte Albert in wohlgesetztem Französisch einen Brief an Mrs. Moore in der »Ermitage« in Villefranche-sur-Mer geschrieben und sie um ein Treffen gebeten. Mrs. Moore hatte nicht geantwortet, vielleicht lebte sie gar nicht mehr in Villefranche, vielleicht lebte sie überhaupt nicht mehr. In Charlottes Briefen tauchte auch mehrfach ein Dr. Moridis auf, der der Großmutter in ihrer Krankheit sehr geholfen habe. Die Municipalité von Villefranche, bei der Albert schriftlich die Adresse des Dr. Moridis erbeten hatte, schickte nur ein Formschreiben, dass persönliche Daten von Bürgern der Stadt nicht weitergegeben werden dürften.

So fuhren sie ins Dunkle, ins Ungefähre, hofften, etwas von Charlottes Leben in Villefranche zu erfahren, mussten aber darauf gefasst sein, nach kurzer Zeit wieder den langen Heimweg anzutreten, ohne jegliche Erkenntnis.

Sie sprachen nicht von ihren Befürchtungen. In Nizza logierten sie in einem Hotel nahe dem Bahnhof, nahmen ein ruhiges Zimmer mit Blick in den Innenhof. Charlotte und ihr Mann hatten vier Tage in diesem Hotel gewohnt, kaserniert durch SS-Hauptsturmführer Alois Brunner, der die Gefangenen in diesem Hof hatte foltern und demütigen lassen, während aus den angrenzenden Häusern Franzosen aus den Fenstern zugehauert und sich am makabren Schauspiel ergötzt hatten. Aber das wussten Albert und Paula nicht.

Ein Bummelzug brachte sie am nächsten Tag nach Villefranche-sur-Mer. Der Bahnhof war winzig und wirkte schäbig. Von den Bodenkacheln im Bahnhofsgebäude, helle Fliesen mit Blumendekor, waren viele gesprungen und so angeschmutzt, dass sie allen Charme verloren hatten. Es gab keine Taxis. So mussten sie sich zu Fuß auf den Weg in den Ort machen: zwei sehr formell gekleidete Menschen, die sich sehr fremd fühlten. Albert schleppte zwei schwere Ledertaschen – als Kavalier alter Schule hätte er Paula niemals erlaubt, sich mit dem Gepäck abzumühen. Paula trug einen Hut.

Es war nicht schwer, den Weg zur Ermitage zu erfragen, aber als sie dort ankamen, war das schmiedeeiserne Tor verschlossen. Dahinter war ein großes Gebäude zu erraten. Durch zerzauste Lorbeerhecken an den Seiten des Tores blickten sie in einen üppig verwilderten Park. Paula und Albert versuchten, um das Areal herumzugehen, die Hecken verloren sich, die Wege endeten vor Steinwällen oder undurchdringlicher Macchie.

Es war ein heißer Tag, Albert setzte die Hitze zu. Unaufhörlich wischte er sich mit dem Taschentuch über den kahlen Schädel,

als wollte er mit dem Schweiß auch die sich ausbreitende Enttäuschung wegwischen. Im Rathaus war man zuvorkommend gewesen, Otilie Moore sei aus Amerika zurückgekommen, sie lebe jetzt in der Altstadt, jeder in Villefranche könne ihnen die Straße zeigen, jeder kenne Madame.

»Ist dir aufgefallen, wie der Beamte ›Madame‹ gesagt hat?«, fragte Paula. »Also, ich habe da jede Menge ironischer Apostrophe mitgehört.«

»Ich nicht«, wiegelte Albert ab. Es bereitete ihm Unbehagen, ohne Voranmeldung einfach an einer Wohnungstür zu klingeln. Hätten sie doch wenigstens eine Telefonnummer herausfinden können. Als niemand öffnete und niemand in der engen Straße zu finden war, den man um Auskunft hätte bitten können, war er fast erleichtert. Ein feines Viertel war das nicht, in das es Otilie Moore verschlagen hatte. Vor jedem Haus lag Müll, der in der Sonne faulte und stank. Paula schlug vor, in ein Café zu gehen und später einen neuen Versuch zu wagen.

Da sahen sie am Ende der Straße eine Frau in ihre Richtung wanken. Wie von der Sonne um ihren aufrechten Gang gebracht, schlingerte sie hin und her, stützte sich an einer Hauswand ab, drehte zur gegenüberliegenden Seite, blieb dort eine Weile stehen und hielt sich an einer Tür fest, um dann wieder ungewisse Fahrt aufzunehmen. Beim Näherkommen verstärkte sich der Eindruck einer seltsamen Erscheinung; die Frau war groß und korpulent, sie trug, der Hitze zum Trotz, einen warmen Mantel und einen eher für den Winter geeigneten Kapott-hut. Entweder ist sie krank, Morbus Menière zum Beispiel mit starkem Schwindel, diagnostizierte der Arzt in Albert, oder sie ist betrunken. Bald wurde ihm klar, das Torkeln kam nicht aus dem Innenohr, es kam aus der Flasche.

Sie hatten sich Charlottes beste Freundin anders vorgestellt, sehr anders. Aber es musste eine enge Bindung zu Charlotte

gegeben haben, wie sie erkannten, als sie im Wohnzimmer Otilie Moores saßen. Die Wände hingen voll mit Bildern, die so unzweifelhaft ihre Tochter gemalt hatte, dass Albert und Paula den Atem anhielten. Wie gern hätten sie die Bilder in Ruhe betrachtet, die Selbstporträts – mindestens zehnmals schaute die gemalte Charlotte sie an, fast immer mit einem fragenden Blick –, die Landschaftsaquarelle, Bilder der Promenade des Anglais in Nizza, Porträts von Kindern.

Aber Otilie redete und redete. Am Anfang hatte sie stur auf Französisch geantwortet, wenn Paula sie auf Deutsch etwas fragte. Dann wechselte sie ins Deutsche, betonte dabei ihren amerikanischen Akzent. Paula nahm die Konversation in die Hand, fragte nach Charlottes Leben in der Ermitage.

»Sie hat immer nur gemalt«, sagte Otilie Moore, »sie wollte nichts anderes. Ich habe ihr alle diese Bilder abgekauft. Davon hat sie gut leben können und sich alles leisten, was sie brauchte.«

»Und was hat sie sich geleistet?«, fragte Paula schnell.

Otilie lachte überspannt, ein kleines Rinnsal Speichel lief ihr aus dem Mund, sie schien es nicht zu bemerken.

»Rien, absolument rien, gar nichts, nur Zeichenblöcke und Farben. Sie war eine Lilie auf dem Feld, bedürfnislos, schweigsam. Wie heißt noch einmal das deutsche Wort, wenn man von allem genug hat, weil man nichts braucht?«

»Genügsam«, half Albert aus.

»Genau«, fuhr Otilie in ihrem Redeschwall fort, »sie machte sich nichts aus Essen, aus Trinken schon gar nicht und interessierte sich nicht für schöne Kleider. Für nichts, was junge Mädchen lieben. Sie liebte nur ihre Malerei – und das Meer.« Otilie wies auf ein Fenster, als läge dahinter das Meer. Aber durch die verschlierten Scheiben fiel nur trübes Nachmittagslicht. »Charlotte war eine begabte Künstlerin, eines Tages bringe ich sie in den USA groß raus: Alle diese Bilder werden Höchstpreise erzielen.«

Albert saß in dem Sessel, den Otilie Moore ihm angeboten hatte, wie ein Erschlagener. Unfähig, sich zu rühren, sich gegen die Anmaßung dieser Frau aufzulehnen, die sich als Charlottes Freundin bezeichnete, aber nur ihre Vermarktung im Sinn hatte, starrte er auf den Boden und schwieg.

Da ergriff Paula erneut das Wort: »Sie können sich vorstellen, was uns diese Bilder bedeuten. Vielleicht könnten wir sie aufteilen und Sie uns die Hälfte geben? Sie werden vermutlich auch nicht alle gekauft, sondern einige von Charlotte geschenkt bekommen haben. Oder sie hat sie Ihnen vorerst in Verwahrung gegeben, weil sie uns nicht erreichen konnte.«

»Das schminken Sie sich mal ab«, fuhr Otilie sie an. Ihre Stimme war schneidend. »Die Bilder sind mein Eigentum, kein einziges davon gebe ich her. Ich kann mit ihnen machen, was ich will.« Wie von einer plötzlichen Wut gepackt, nahm sie einige Bilder von den Wänden, löste sie aus den Rahmen und zerriss sie vor den Augen ihrer Besucher. »Das ist Didi, meine Tochter«, sagte sie und zeigte auf die Fetzen, »ich habe die Bilder nie besonders gemocht, sie sind ihr gar nicht ähnlich.«

Albert wand sich. Dieser Auftritt war so unglaublich taktlos und peinlich, dass er es nicht ertragen konnte. Er wünschte sich weit weg, weg von dieser Verrückten, die glaubte, über Charlottes Nachlass und Nachleben verfügen zu können. Lieber verzichtete er auf die Bilder, die er sich so sehr als Andenken an seine Tochter wünschte, als noch eine Minute länger die Luft mit dieser Frau zu teilen.

Aber Paula gab nicht auf. »Wir kennen den Direktor des Städtischen Museums in Amsterdam, ich glaube, er wäre bereit, Ihnen einen stattlichen Betrag für Charlottes Bilder zu zahlen.«

»Ich denke nicht an Amsterdam, ich denke an New York«, erwiderte Otilie Moore. Offenkundig genoss sie die Macht, das Ehepaar Salomon zu Bittstellern zu degradieren. »Ein einziges

Bild würde ich Ihnen verkaufen, aber welches, bestimme ich.« Sie zog sich an der Stuhllehne hoch und ließ die Augen über die Wände wandern. »Wie wäre es mit diesem Selbstporträt? Sie hat es 1940 gemalt, nach ihrer Rückkehr aus Gurs.« (4639, Abb. 1*)

Es zeigte Charlotte im Viertelprofil, das Gesicht ganz in Gelb, die Augen geheimnisvoll dem Betrachter zugewandt.

Albert nickte Paula zu: Nimm es, nimm es, egal, was sie dafür verlangt.

Otilie Moore verlangte viel. So viel, dass sie wohl selbst der Anflug eines schlechten Gewissens streifte.

»Im Keller stehen noch drei Kartons, die mir Charlotte durch Dr. Moridis hat schicken lassen, bevor sie ... na, Sie wissen schon. In ein Paket habe ich reingeschaut. Mit den Bildern kann ich nichts anfangen, sie sind unverkäuflich. Die können Sie in Gottes Namen haben.«

Albert und Paula Salomon nahmen die verschlossenen Kartons mit der Aufschrift »Propriété de Mme Moore« in Empfang und verließen fluchtartig die Wohnung. Da wussten sie noch nicht, dass sie über 1300 Gouachen Charlottes in Händen hielten, darunter die 769 Blätter, die ihre Tochter zum *Leben? oder Theater?* gebündelt hatte, dem einzigartigen Projekt, ihr ganzes Leben in Bilder zu fassen.

* Die mit Sternchen versehenen Abbildungen sind im Bildteil abgedruckt. Die Bildnummern verweisen auf <http://www.charlotte-salomon.nl/collection/specials/charlotte-salomon/leben-oder-theater>.

Leben? oder Theater?

Als Charlotte im Juni 1940, einen Tag nach ihrer Rückkehr aus dem Internierungslager in Gurs, in die Praxis von Dr. Moridis kam, verfiel sie unvermittelt in einen Weinkrampf. Dabei wollte sie ihn nur um Schlaftabletten bitten, um Pillen, die die Nachtmahre von ihrem Bett fernhielten, die sich auf ihre Brust setzten und ihr die Luft zum Atmen abdrückten.

»Tabletten helfen überhaupt nicht«, sagte Dr. Moridis und legte seinen Arm um ihre Schultern. »Charlotte, Sie können nur sich selbst helfen. Den Alb vertreiben Sie nicht, indem Sie auf ihn schießen. Sie müssen ihn an die Hand nehmen, damit er mit Ihnen hinabsteigt in das Reich der Vergangenheit und Ihnen hilft, Ihre Kränkungen und Schmerzen an die Oberfläche zu befördern, wie verborgenes Erz, das in tiefen Bodenschichten eingelagert ist.«

Er nahm Charlotte am Arm, führte sie um seinen Schreibtisch herum und ging mit ihr ans Fenster. Eine Weile blickten sie gemeinsam in den Garten, Blumen und Büsche wuchsen wild durcheinander, nur die Beete mit üppig blühenden Rosen verriet die Hand des Gärtners.

»Rosen brauchen einen guten Boden, reich an Humus, und lehmig muss er sein. Sie sind Tiefwurzler, manche Wurzeln treiben sich über zwei Meter in das Erdreich hinein«, sagte Dr. Moridis. Für einen Augenblick öffnete er das Fenster, als wollte er den Duft der Rosen in das Praxiszimmer locken. »Verzeihen

Sie, Charlotte, ich bin wirklich ein Feld, Wald- und Wiesen-
dokter. Immer suche ich in der Natur nach Entsprechungen für
das Leben.«

Charlotte probierte ein Lächeln. Es fiel verzagt aus.

»Was ich sagen will: Wie die Rosen müssen auch Sie in die
Tiefe gehen. Nur wenn Sie alle Verstörungen noch einmal durch-
leben, die aktuellen aus dem Lager, aber auch die verdrängten
Ihrer Kindheit, können Sie sich von ihnen befreien. Das erfor-
dert viel Mut. Aber Mut haben Sie doch!«

»Ich kann nicht über meine Kindheit sprechen.«

»Aber Sie können sie malen!«, riet Dr. Moridis.

Was war das: ihre Kindheit, ihr bisheriges Leben? Die Fakten,
wie man sie in einen kurzen Lebenslauf presst? Geboren 1917 in
Berlin als Tochter des Arztes Dr. Albert Salomon und seiner Frau
Franziska, geborene Grunwald; früher Tod der Mutter, erzogen
von wechselnden Kindermädchen; 1933 wegen antisemitischer
Anfeindung von der Schule gegangen, 1937 die Kunsthochschule
wegen antisemitischer Anfeindung verlassen, seit 1939 im Exil
bei den Großeltern in Villefranche? Oder gab es andere Ereig-
nisse, die schwerer zu fassen waren und doch ein Leben aus-
machten? Fantasien, Gefühle, Wünsche, Träume, Alpträume? Was
war Wirklichkeit, was Vorstellung?

Ihrer Großmutter hatte sie geraten, ihr Leben niederzu-
schreiben, um die Depression zu überwinden. Es hatte nicht
geholfen. Es war leicht, anderen Menschen Ratschläge zu ertei-
len. Doch wollte sie selbst mit dieser Krise fertigwerden und
sich nicht wie die Großmutter aus dem dritten Stock auf die
Straße stürzen, um als blutig-amorphe Masse auf dem Pflaster
zu enden, musste sie einen Weg finden, sich aus dem Schatten-
reich zu befreien. Es hatte sich nicht erst im Lager in Gurs mit
Schreckgespenstern gefüllt: mit Ratten und Typhus, mit Einsam-
keit und Gefangensein. Davon war sie fürs Erste befreit, auch

wenn das Trauma sie länger bedrängen würde als die elektrischen Grenzzäune.

Zum bedrohlichsten Geist aber hatte sich ihr Großvater entwickelt. Das Leben mit ihm war unerträglich geworden: seine Art, sich ihrer zu bemächtigen, zu fordern, ihr Leben ganz in seinen Dienst zu stellen, auch seinen späten sexuellen Wünschen zu gehorchen. Und jeden Tag verhöhnte er sie als eine Frau, die zum Selbstmord bestimmt war, weil Mutter, Tante und Großmutter ihr Leben so beschlossen hatten und sie die Serie besiegeln müsse: »Wann willst du dich endlich umbringen?«

Und sie sah sich vor die Frage gestellt, sich das Leben zu nehmen oder etwas ganz Verrückt-Besonderes zu unternehmen. (4922)

Etwas Verrückt-Besonderes. Etwas Wagemutiges, Unerhörtes. Vielleicht hatte Dr. Moridis recht mit seinem Rat. Sie musste ihr Leben nieder-malen. Nicht ein paar Erinnerungen illustrieren, nein, Hunderte, vielleicht tausend Bilder ihrer Vergangenheit entwerfen. Was sich zunächst wie ein flirrendes Gespinnst in ihrem Kopf eingenistet hatte, gewann an Festigkeit, nahm Kontur an, wurde zum Plan: Sie würde zeichnend und malend ihr Leben neu erschaffen, es inszenieren als ein Theater, in dem Bild, Musik und Text zu einem Ganzen verschmolzen. Als ein *Singenspiel*, in dem sie alle Funktionen übernahm: Dramatikerin, Regisseurin, Bühnenbildnerin, Kostümbildnerin, Musikerin, Technikerin, Schauspielerin und auch die Rollen aller Dramatis Personae: *Ich war meine Mutter, meine Großmutter, ja, alle Personen, die vorkamen in meinem Stück, war ich selbst.*

Als Kind hatte sie mit Kasperlepuppen gespielt und erinnerte sich des großartigen Gefühls, die Figuren nach ihrem Willen zu lenken, sie Abenteuer bestehen und Heldentaten vollbringen zu lassen, sie verlieren, gewinnen, triumphieren oder geschlagen am Boden liegen zu sehen. Alles war Spiel im Theater, und alles war wahr. Sein und Schein durchdrangen einander, Wirklichkeit

wurde zur Vorstellung und umgekehrt. »Wir stehen immer auf dem Theater, wenn wir auch zuletzt im Ernst erstochen werden«, hatte sie bei Büchner gelesen.

So begann sie, die Menschen, die zu ihrem Leben gehörten, in Spielfiguren zu verwandeln, ihnen neue Namen zu geben und sie aus der irritierenden Nähe in eine Distanz zu verschieben, die es ihr ermöglichte, alles und alle wie mit einem Scheinwerfer oder einer Kamera aus einer gewissen Ferne zu beleuchten, zu beobachten.

Zunächst war das Umtaufen ein mutwilliges Spiel, nicht mehr als der Spaß an Abgrenzung und Ironie. Das Namengeben erinnerte Charlotte an den biblischen Adam, der von seinem Schöpfer den Auftrag erhalten hatte, »all die Tiere auf dem Felde und alle die Vögel unter dem Himmel« mit Namen zu versehen. Wie Adam vor dem Sündenfall wies Charlotte jedem Geschöpf ihres Universums seinen ihm gebührenden Platz zu. Aus den Großeltern mit ihren biedereren deutschen Namen Ludwig und Marianne Grunwald wurden Herr Dr. Knarre und Frau Knarre. Da hörte man den knarzig-preußischen Tonfall des Herrn Sanitätsrats, wenn er seinem Dienstpersonal Befehle erteilte, ebenso heraus wie Mariannes Lamentieren über ihren nicht standesgemäßen Schwiegersohn.

Ihre Stiefmutter Paula Lindberg, die gefeierte Opernsängerin, holte Charlotte vom Podest, indem sie ihr den lächerlich klingenden Namen Paulinka Bimbam gab. Der erinnerte an das Ding-Dong-Glockengeläute in Kinderliedern wie »Frère Jacques«. Aber mehr noch schwang für Charlotte in dem Namen die Musik Gustav Mahlers mit, in dessen dritter Symphonie der fünfte Satz mit dem Bimm-Bamm, Bimm-Bamm des Knabenchors einsetzt. So konnte sie Paula, die sich ihres jüdischen Namens Levi entledigt hatte, mit der Verbindung zu Gustav Mahler doch wieder eine Anmutung des Jüdischen verleihen.

Auch für andere Götter des Berliner Musiklebens fand sie klingende Namen. Den *vielseitigen Menschen* Kurt Singer, Arzt und Dirigent, verwandelte sie in Dr. Singsang und den *berühmten Dirigenten* Siegfried Ochs in Professor Klingklang. Die Liebe ihres jungen Lebens konnte sie boshaft zurechtstutzen. Alfred Wolfsohn, mittelloser Gesangspädagoge, der sich im Rausch Nietzsches und dessen Übermenschentums als göttliches Geschöpf stilisierte, wurde zu Amadeus Daberlohn, einem Menschen, der sich der Musik verschrieben hatte, es aber nur zu »darbem Lohn« brachte. Von Paulinka wusste sie, dass *daber* im Hebräischen als Anrede an eine männliche Person »Sprich!« bedeutet – eine ironische Aufforderung an einen Menschen, dessen unaufhörlicher Redefluss nicht einzudämmen war.

Nur bei ihrem Vater und ihr selbst versagte das Spiel. Ihr Vater war die Verkörperung eines Menschen, der das Gute in die Welt bringen wollte und auch im Scheitern Würde bewahrte. Seine Person entzog sich der frivolen Verwandlung in eine komische Figur. Lange grübelte Charlotte über seinen Bühnennamen nach, dann schrieb sie: *Dr. Kann* – ein Arzt, *Charlotte Kann* – seine Tochter. »Können« bedeutete doch die Fähigkeit, eine Wirklichkeit zu erschaffen und ein Versprechen zu geben auf reales Sein.

Die Bühne ihres Lebens war aufgeschlagen, mit den Namen hatte sie ihre Figuren auf die Bretter gestellt, die Farben für die Kulissen standen bereit. Das Grammofon war eingeschaltet, damit Musik ihre Geschichte inspirieren und die Szene beschallen konnte: Charlotte Salomon versuchte ihrem Leben durch die Kunst Form zu geben, brach mit herkömmlichen Ausdrucksmitteln und experimentierte mit neuen ästhetischen Möglichkeiten. Sie vermengte Elemente von Stationen-Drama, Stummfilm, Comicstrip, Daumenkino, Moritat und Cartoon,

mischte wie ein Toningenieur im Studio Musik und Sprache unter und über die Malerei und kreierte so ein höchst originelles künstlerisches Produkt, wie es Vergleichbares bis dahin nicht gab – und bis heute nicht gibt. Sie riskierte viel, öffnete ihr Innerstes, trug ihre Haut zu Markte – um ihre Haut zu retten, sich als Person zu bewahren. Im Sommer 1940 begann sie ihr Werk, eine Operetta furiosa: *Leben? oder Theater?*

Dem ersten Entwurf folgten die Mühen der Praxis: Wie sollte sie vorgehen bei diesem Projekt? Womit beginnen? Im Schauspiel konnte man mitten in eine Szene hineinspringen, von da aus das Geschehen vor- und zurückrollen und es dem Zuschauer überlassen, im Kopf einen Zusammenhang herzustellen. Aber sie wollte eine chronologische Ordnung, auch wenn ihr bisheriges Leben alles andere als geradlinig verlaufen war, Brüche und Verwerfungen kannte, Umwege und Verirrungen. Sie würde sich zuerst mit den Frauen in ihrer Familie beschäftigen, in deren Schicksale sie sich eingebunden fühlte; das ihrer Tante Charlotte, der Schwester ihrer Mutter, die sich als junges Mädchen ertränkt hatte; das ihrer Mutter Franziska, die ihr das Leben geschenkt, sich ihr eigenes aber genommen hatte; und schließlich das ihrer Großmutter Marianne, deren Leben sie, Charlotte, hatte retten wollen, die aber vor ihren Augen aus dem Fenster gesprungen war.

Der Großvater redete von dem Zeichen, das er auf ihrer Stirn sah. Sie wollte das Zeichen auslöschen, aber sie musste es anschauen und sich mit dem Fluch, der auf den Frauen in ihrer Familie zu lasten schien, auseinandersetzen. Das könnte das Vorspiel ihres Werks sein. Im zweiten Akt, dem Hauptteil, müssten die entscheidenden Personen auftreten, die ihre jungen Jahre in Berlin geprägt hatten, ihre Stiefmutter Paula Lindberg und der Geliebte

Alfred Wolfsohn. Das Nachspiel würde in Südfrankreich stattfinden und damit schließen, dass sie ihrer Malerei ein Ende setzte – aber eben nicht ihrem Leben.

Fenster zum Leben

Eine Frau steht am Fenster. Sie steht vor einem Hintergrund aus tiefem Königsblau. Dagegen hebt sich die Figur ab, gekleidet in ein sanft rehbraunes Kleid. Die Gesichtszüge der Frau sind von fragiler Schönheit: die Augen übergroß und dunkel umschattet, das Haar hochgebunden, das Gesicht lang und schmal, am Kinn in einen spitzen Winkel zulaufend, der Mund leicht geöffnet, der Hals gestreckt wie bei den Frauen Modiglianis. Die überlangen Hände liegen auf dem weißgrauen Fensterbrett, als suchten sie einen Weg nach draußen.

Charlotte Salomon malt ihre verstorbene Mutter Franziska mit den Augen einer liebenden Tochter; Sanftmut, Schönheit und Melancholie geben der Porträtierten eine gewinnende Ausstrahlung. Entrücktheit in Blau. Den Text hat die Malerin auf Tonpapier geschrieben und über die Gouache gelegt, sodass das Motiv und die intensive Farbigkeit durchscheinen: *Lange stand sie so am Fenster – sehnsuchtsvoll und träumerisch.* (4289, Abb. 2*)

Das nächste Bild nimmt das Motiv auf, wechselt aber die Perspektive. Die Frau am Fenster steht mit dem Rücken zum Betrachter, schaut in eine blaue Nacht, die konturlos erscheint, in groben Pinselstrichen mehr gebürstet als gemalt. Am Oval des Hinterkopfs deuten braun-rote Tupfer einen Knoten an. Das

Kleid ist hochgeschlossen, mit langen Ärmeln und von einem Blau, von dem man dachte, dass Yves Klein es erfunden hätte. Die Arme hängen lose am Körper herab. Die Hände halten sich nicht mehr am Fensterbrett fest, sie berühren es nur noch, weisen dabei nicht – wie die übrige Figur – nach außen, sondern mit den Fingern nach innen: Sie strebt fort ins Ungewisse und sucht gleichzeitig im schützenden Raum zu verharren. Aller individuellen Züge beraubt, ist sie nur noch ein Schatten, eine Hülle aus zu höchster Intensität verdichtetem Blau. Noch mehr Sehnsucht, noch weniger Halt im Leben: *Lange stand sie so – Ja, sie stand an diesem Fenster, denn –* (4290)

Das dritte Bild dieser Sequenz öffnet die Fensterflügel weit. Das Zimmer ist leer, der Fußboden nimmt ein Drittel der Komposition ein, die Bohlen streben vertikal auf die Fensteröffnung zu. Die Wand, die das Fenster einrahmt, ist in kaltem Grün gehalten, die Flügel heller abgesetzt. Der Blick geht ins Leere, in einen einförmig hellblau verwischten Himmel, vor dem am unteren Rand der Brüstung ein schmales, mit rötlich braunen Ziegeln bedecktes Dach erscheint, darunter ein Streifen Häuserwand. Das Zimmer muss in einem hohen Stockwerk liegen, wenn man von ihm auf Dächer blicken kann. Ein stilles Leben breitet sich vor dem Betrachter aus, still und geisterhaft: Das unbehagliche Grün stört die Vorstellung eines romantischen Tableaus. Der Text vollendet die Geschichte der Frau, die sehnsuchtsvoll am Fenster stand: *Jetzt steht sie nicht mehr dort. – Ach, an einem anderen Ort – weilt sie nun.* (4291)

Charlotte Salomon malt die Geschichte ihrer Mutter Franziska, die sich aus dem Fenster stürzte, als die Tochter acht Jahre alt war. Drei Bilder von ungeheurer Eindringlichkeit und schockierender Verknappung entfalten die erste Katastrophe in Charlottes Leben. Das Fenster als Motiv in ihrem Werk wird sie nicht mehr verlassen, immer wieder taucht es als Symbol der Verfüh-

